



Leseprobe aus: Oppel, Ein dunkler Wille, ISBN 978-3-407-81133-2

© 2012 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81133-2>

## 1. Kapitel

# *Vernichtet*

Die Bücher klappten auf wie erschreckte Vögel, die versuchten, den Flammen zu entkommen. Eines nach dem anderen warf ich brutal in das große Feuer, wo es am heißesten war, und beobachtete, wie sie bereits Feuer fingen, noch bevor sie gelandet waren.

Wir hatten alles aus der Dunklen Bibliothek herausgeschleppt, jeden alchemistischen Folianten, jedes Werk über schwarze Magie, jede Glasphiole und jeden Steingutmörser. Vater hatte angeordnet, dass der gesamte Inhalt der Bibliothek vernichtet werden sollte, und dazu nur auf die Hilfe unserer vertrauenswürdigsten Diener zurückgegriffen. Doch auch mit deren Unterstützung hatten wir viele Stunden gebraucht, alles hinauf in den Hof zu bringen.

Jetzt war es schon gut nach Mitternacht. Es gab keine Bücher mehr, die in die Feuersbrunst geworfen werden konnten, aber mein Körper verlangte immer noch, Dinge zu zerreißen und zu zerstören. Mit einer Schaufel umkreiste ich das Feuer und schleuderte halb verbrannte Reste hinein in das Inferno. Ich war wild auf Zerstörung. Ich blickte zu meinem Vater und den Dienern, deren Gesichter bleich und schrecklich wirkten im Flackern von Licht und Schatten.

In den Stummeln meiner beiden fehlenden Finger pochte

der Schmerz. Die Hitze versengte mir das Gesicht und ließ meine Augen tränen. An diesem großen Feuer war nichts Bemerkenswertes, es gab kein gespenstisches Licht, keinen schwefeligen Pesthauch. Es gab nur knackend zerspringendes Glas, hell brennendes beschriebenes und bedrucktes Papier und stinkendes Leder. Der Rauch stieg in den dunklen Herbsthimmel und nahm all die Lügen und falschen Versprechungen mit sich, von denen ich idiotischerweise geglaubt hatte, sie könnten meinen Bruder retten.

Am nächsten Morgen wachte ich in der Dämmerung beim ersten Gesang der Vögel auf und hatte meinen kurzen glücklichen Augenblick – immer nur einen ganz kurzen Augenblick –, bevor es mir wieder einfiel.

*Er ist weg, wirklich weg.*

Hinter dem Vorhang schimmerte erst ein Hauch von Licht, aber es war mir klar, dass der Schlaf nicht zurückkommen würde. Noch steif von der vergangenen Nacht, setzte ich mich auf, Rauchgeruch drang aus meinen Haaren. Ich setzte die bloßen Füße auf den kühlen Boden und starrte blicklos auf meine Zehen. Das dumpfe Pochen in meiner rechten Hand war das Einzige, was mich daran erinnerte, dass die Zeit weiter verging.

In den drei Wochen seit dem Tod meines Bruders war ich nie mehr richtig wach gewesen, hatte aber auch nie mehr richtig geschlafen. Die Dinge um mich herum geschahen, ohne dass ich irgendwie beteiligt war. Konrad war so lange ein Teil meines Lebens gewesen, dass ohne ihn als meinem Vertrauten nichts wirklich zu sein schien. Meine Trauer

hatte sich in mir immer weiter ausgebreitet, bis sie meinen ganzen Körper ausfüllte. Ich mied die anderen und suchte die Orte auf, wo ich alleine sein konnte.

Wir waren wie ein Haus voller Raben, alle in unser Trauerschwarz gekleidet.

Ich kniff die Augen zusammen, dann stand ich auf und zog mich rasch an. Ich wollte hinaus. Im Haus schlief noch alles, als ich über die große Treppe nach unten ging und die Tür zum Hof aufmachte. Über den Bergen wurde der Himmel gerade etwas heller und die Luft war gläsern und unbewegt. Das Feuer war fast heruntergebrannt. Nur noch ein schwach rauchendes, schäbiges Häufchen aus Asche und zerbrochenem Steingut war zu sehen.

»Kannst du auch nicht schlafen?«, fragte jemand. Überrascht hob ich den Kopf und erblickte Elizabeth.

Ich schüttelte den Kopf.

»Jeden Morgen wache ich so früh auf«, sagte sie, »und da gibt es dann immer einen ganz kurzen Augenblick, in dem ich ...«

»Ich auch«, sagte ich.

Sie nickte. In ihrem streng geschnittenen schwarzen Kleid wirkte sie dünner, aber nicht weniger schön. Als kleines Kind war sie zu uns gekommen, eine Waise und entfernte Verwandte, aber schnell war sie zu einem Familienmitglied und zu einer sehr geschätzten Freundin meines Bruders und mir geworden – doch im letzten Sommer waren meine Gedanken an sie oftmals weitaus mehr als freundschaftlich gewesen. Ich zwang mich, den Blick abzuwenden. Ihr Herz hatte immer Konrad gehört.

»Jetzt ist diese Sache erledigt«, sagte sie. »Ich hab euch gestern Abend gesehen. Hat dich das erleichtert?«

»Nur kurz. Nein, nicht mal das. Immerhin gab es etwas zu tun. Dir war nicht danach, ein paar Bücher zu verbrennen?«

Sie seufzte. »Ich konnte das nicht. Es machte mich so traurig, wenn ich nur daran dachte, welche Hoffnungen wir auf die Schriften gesetzt hatten.«

Es schien eine Ewigkeit her zu sein, doch es war erst vor drei Monaten gewesen, dass Konrad, Elizabeth und ich den geheimen Zugang zur Dunklen Bibliothek entdeckt hatten. Sie war ein geheimer Schatz von obskuren Büchern, gesammelt von unserem Vorfahren Wilhelm Frankenstein. Vater hatte uns verboten, den Raum noch einmal zu betreten, und gesagt, die Bücher seien voller gefährlichem Unsinn, doch als Konrad so schrecklich krank geworden war und kein Arzt ihn heilen konnte, hatte ich es mir zur Aufgabe gemacht, ein Mittel dagegen zu finden. In einem der Bücher der Bibliothek stand das Rezept für das sagenumwobene Elixier des Lebens. Mit unserem besten Freund Henry Clerval und unter Anleitung des Alchemisten Polidori hatten wir die drei Bestandteile des Elixiers gesucht. Die Suche war von Mal zu Mal gefährlicher geworden – ich schaute auf meine rechte Hand, wo die beiden Finger fehlten. Aber trotz all unserer Versuche hatte nichts geholfen.

Während ich nun auf die kläglichen Reste des Feuers starrte, überkam mich zum ersten Mal Bedauern. All die vielversprechenden Theorien und Anweisungen.

»Immer wieder muss ich denken«, murmelte ich, »wenn

ich vielleicht schneller oder klüger gewesen wäre oder einen anderen, den richtigen Band gefunden hätte ...«

»Victor ...«, sagte sie leise.

»Und dann wieder frage ich mich ...« Ich konnte den Satz nicht zu Ende sprechen.

Einen Moment schwieg sie. Dann kam sie näher und nahm meine Hände. Ihre Haut war zart und kühl. »Du hast ihn nicht umgebracht. Sieh mich an. Wir wissen nicht, woran Konrad gestorben ist. Ob es an dem Elixier lag, das wir ihm gegeben haben, oder an der Krankheit oder an etwas ganz anderem. Du bist nicht verantwortlich.«

»Alles ist so trostlos«, sagte ich. »Es gibt keinerlei Hoffnung, dass die Dinge wieder so werden, wie sie einmal waren.«

Entschieden holte sie tief Luft. »Er ist tot und auch das größte Wunschenken bringt ihn nicht zurück. Es ist sehr schwer, doch ich habe mich damit abgefunden. Und das musst du auch.«

»Du glaubst aber, dass seine Seele irgendwo ist.« Ich wusste ja, wie oft sie zur Kirche fuhr, eine Kerze anzündete und betete. »Den Trost habe ich nicht.«

Sie kam noch näher und umarmte mich. Dankbar legte ich meine Arme um sie und spürte ihr Herz gegen meine Rippen pochen.

»Nichts wird wieder so sein wie früher«, sagte sie. »Wir sind in tiefer Trauer. Doch wir sind auch für das Glück geschaffen worden. Das glaube ich ganz fest. Wir werden es wiederfinden. Wir müssen uns gegenseitig helfen, es erneut zu erlangen.«

Sie hob den Kopf und blickte mich an. Die Sonne war gerade über die Gipfel der Berge gestiegen, und in ihrem klaren Licht sah ich die drei hauchdünnen Kratzer, die Polidoris teuflischer Luchs auf ihrer Wange hinterlassen hatte. Das Bedürfnis, sie zu küssen, machte mich ganz benommen, und einen winzigen Moment lang fragte ich mich, ob sie nicht vielleicht auch geküsst werden wollte.

Ich schlug die Augen nieder, und mir blieb fast die Stimme weg, als ich fragte: »Und wie willst du es finden, dieses Glück?«

»Wenn sich die Dinge hier etwas beruhigt haben«, antwortete sie, »vielleicht im Frühling, dann habe ich vor, in ein Kloster einzutreten.«

Fassungslos blickte ich ihr in die Augen. »In ein Kloster?«

»Ja.«

Es war schon so lange her, seit ich zum letzten Mal gelacht hatte, dass das Geräusch, das aus mir hervorbrach, wahrscheinlich klang wie das Krächzen einer geistesgestörten Krähe. Aber ich konnte es nicht unterdrücken.

Ich wich zurück und Elizabeth ließ mich los, verschränkte die Arme vor der Brust und runzelte die Augenbrauen.

»Und warum ist das so lustig?«, wollte sie wissen.

Ich suchte nach Worten und wischte mir die Tränen aus den Augen. »Ein Kloster ... du?« Und dann konnte ich nur den Kopf schütteln.

»Nicht so laut«, knurrte sie. »Ich habe noch niemandem von meinen Plänen erzählt.«

»Ich kann mir einfach ... nicht vorstellen ... warum«,  
japste ich.

»Ich werd's dir sagen. Ich hab lange darüber nachgedacht«, antwortete sie stürmisch. »Und ich bin entschlossen, all das, was passiert ist, zu akzeptieren und mein Leben in Gottes Hand zu geben.«

»Entschuldige ... es tut mir leid«, sagte ich schließlich und bekam mich wieder etwas unter Kontrolle. Das Lachen hatte gutgetan. Dann schaute ich Elizabeth in die Augen. »Es ist nur ... Ich kann dich mir als Nonne nicht vorstellen.«

»Du zweifelst an der Leidenschaft, mit der ich glaube?«

»Nein, nein, du bist sehr leidenschaftlich. Darin liegt ja vielleicht das Problem.«

Sie setzte an, etwas zu sagen, brach dann aber ab und blickte mich finster an. »Du bist ein solcher Dummkopf, Victor«, sagte sie stattdessen und damit stolzierte sie davon.

Ich beobachtete, wie sie im Haus verschwand, und warf seufzend einen letzten Blick auf die rußigen Überreste der Dunklen Bibliothek. Mitten in den grauen Trümmern blitzte plötzlich etwas im Sonnenlicht leuchtend rot auf. Ich kniff die Augen leicht zusammen. Sicher nur ein Stück Glas. Doch als ich näher heranging, erkannte ich, dass es der Rücken eines roten Buchs war – völlig unverbrannt.

Ich zwang mich mit großer Entschlossenheit, mich abzuwenden und zum Haus zurückzugehen. Doch auf halbem Weg zögerte ich.

Kein Papier hätte der sengenden Hitze dieser Flammen

widerstehen können. Wie konnte ein Buch nicht verbrennen?

Mein Herz schlug schwer und ich schluckte. Ein paar Vögel flogen zwitschernd über mich hinweg. Der Hof war immer noch menschenleer, doch bald würden die Diener kommen und alles wegräumen.

Ich griff nach einer Schaufel, trat in die Asche und schob das Schaufelblatt vorsichtig unter den roten Gegenstand. Ich hob ihn heraus, legte ihn auf die Pflastersteine und kniete mich daneben. Der Einband war wunderschön mit Schnörkeln verziert, aber es gab weder einen Namen noch einen Titel. Ein Buch, das nicht brannte.

*Geh weg!*

Doch ich konnte mich nicht zurückhalten. Ich streckte die Hand aus, und sobald ich den Einband berührte, fuhr mir brennender Schmerz in die Fingerspitzen. Erschrocken zuckte ich zurück. Was für ein teuflisches Ding war das nur? Dann wurde mir klar, und ich kam mir dabei lächerlich vor, dass dieses Buch aus Metall war und immer noch heiß von der Glut.

Ich leckte meine Fingerspitzen und beugte mich tiefer. Die Täuschung war außerordentlich gut gemacht. In die Metallseiten waren feine Linien eingraviert, sodass sie wie echte Blätter aussahen. Und als ich genauer hinblickte, bemerkte ich eine Fuge, die um das ganze Buch herum verlief, und zwei winzige, am Buchrücken raffiniert eingearbeitete Scharniere. Es handelte sich also um einen schmalen Metallbehälter, der genauso aussehen und sich öffnen lassen sollte wie ein Buch.

Einfach ein weiteres seltsames Buch aus dem Raum der seltsamen Bücher.

Ich stand auf und stieß geringschätzig mit dem Fuß dagegen. Warum sollte sich jemand die Mühe machen, ein Buch aus Metall herzustellen – es sei denn, der Inhalt wäre so wichtig, dass er einem Höllenfeuer widerstehen sollte.

*Tu es nicht!*

Schnell holte ich einen in der Nähe stehenden Eimer mit Wasser und goss etwas davon über das Buch. Es zischte kurz. Dann holte ich mein Taschentuch heraus, wickelte das dünne Buch hinein und steckte es in meine Tasche.

In der Abgeschlossenheit meines Zimmers öffnete ich das Buch aus Metall. Sowohl auf der linken wie auf der rechten Seite waren flache Fächer angebracht.

Auf der rechten Seite steckten mehrere in Stoff eingewickelte Päckchen. Schnell packte ich das erste aus und erblickte etwas, das wie eine Art Anhänger aussah – eine schmale Schlinge aus dünnem, aber kräftigem Metall mit einer sternförmigen Verzierung an einem Ende.

In den anderen Stoffpäckchen befanden sich einige kleinere Metallteile, offensichtlich speziell geschmiedet, denn sie sahen sehr kompliziert aus. Eines war eine Art Kugelgelenk, die anderen waren wie Teile eines sehr kleinen Pferdegeschirrs. Alles war völlig verrostet, doch als ich die Teile bewegte, wurden sie geschmeidiger. Öl war alles, was sie brauchten – aber um was zu tun? Ich hatte keine Ahnung.

Im linken Fach steckte eine Handvoll Blätter, eindeutig aus der Bindung eines alten Buchs herausgerissen. Das

erste Blatt war mit kräftiger gotischer Fraktur bedruckt.  
Ganz oben stand:

## Anweisungen für das Hexenbrett

Was in aller Welt war ein Hexenbrett? Ich blätterte die Seiten durch und sah sorgfältig gezeichnete Pläne für den Bau eines Apparats mit den seltsam geformten Teilen, die ich gerade in der Hand gehalten hatte. Im Mittelpunkt des Geräts befand sich ein Pendel, dessen Pendelgewicht der sternförmig verzierte Anhänger war. Ungeduldig blätterte ich weiter, bis ich unter der Überschrift »Gespräch mit den Toten« mehr Geschriebenes fand.

Ich spürte einen Kloß im Hals. Wie oft hatte ich schon ersehnt, dass so ein Gespräch möglich wäre, wenn auch nur für wenige Augenblicke. Plötzlich fing ich begierig an zu lesen, doch nach nur wenigen Zeilen blickte ich voller Abscheu auf.

Warum hatte ich das Buch überhaupt aus dem Aschehaufen geholt? Das war doch nur noch mehr mittelalterlicher Unsinn, und anders als das überlieferte alchemistische Wissen, an das ich so geglaubt hatte, versuchte dieses Buch nicht einmal, sich den Anstrich von Fakten oder Wissenschaft zu geben.

Entschieden faltete ich die Handvoll Blätter zusammen, steckte sie in das Fach zurück und wickelte auch die Metallteile wieder ein. Das sternförmige Pendel war als Letztes übrig und in meiner wütenden Hast stach ich mich an einer seiner scharfen Spitzen. Ein Tropfen Blut quoll aus